Gedächtnisprotokoll

der Ereignisse, die am 18. März 1943 begannen.

Von Lilli Lang,
geboren am 06.08.1926 in Berlin,
(Häftlingsnummer 41946)**,**
der einzigen Überlebenden der Familienmitglieder,
die am 19.04.1943 mit dem 37.Osttransport nach Auschwitz verschleppt wurden.

Meine ältere Schwester und ich saßen gerade im Zimmer am Fenster und brachten die Sachen für unser 2 ¼ -jähriges Schwesterchen in Ordnung, denn alle Juden sollten zurück nach Rumänien. So erwarteten wir jeden Tag den betreffenden Bescheid.
Doch das Schicksal wollte es anders. Plötzlich hielt vor unserem Haus ein großer Möbelwagen, und 6 Gestapo-Männer stiegen aus. Da von unserem Haus schon alle Juden abgeholt waren, so konnten diese nur zu uns wollen. Meine Mutti nahm schnell das Kind auf den Arm, hielt ihr das Mündchen zu, damit es nicht schreien konnte und versteckte sich mit beiden Mädchen hinten in einer Kammer. Ich selbst blieb wie angewurzelt im Zimmer stehen und verhielt mich ganz still, denn die Gestapo-Männer durften nicht wissen, dass jemand in der Wohnung war. Als wir auf das Läuten nicht öffneten, versuchten sie die Tür aufzubrechen, doch es gelang ihnen nicht. Es war dann eine Weile Ruhe, doch bald darauf hörte ich, wie sie die Hintertreppe heraufkamen. Hier war es nicht schwierig, die Tür aufzubrechen. Zum Entkommen war es für uns zu spät, denn das Haus war bereits umstellt, die Telefondrähte wurden durchschnitten, damit wir keine Verbindung mehr nach draußen hatten. Mutti fiel mit dem Schwesterchen der Gestapo sofort in die Arme. Das Kind hatte solche Angst vor den Männern und verkroch sich ganz still hinter dem Eisschrank. Man ließ uns noch 2 Stunden Zeit, um das Notwendigste einpacken zu können. Als wir eben fertig waren, kam mein Vater nach Hause. Auch für ihn war es zu spät zur Flucht, niemand von uns konnte also mehr das Konsulat benachrichtigen, und trotzdem gaben wir die Hoffnung noch nicht auf, doch wieder freizukommen. Wir wurden dann in ein Auto verladen; es dauerte lange bis wir abfuhren, denn oben in der Wohnung wurde alles sorgfältig eingepackt, was diese Bande gebrauchen konnte. Die Kinder schrien uns zu: „Verfluchte Juden“ und ein Mann fragte laut: „Ihr dreckigen Juden, wisst ihr, wo ihr jetzt hinkommt? Ihr werdet alle verbrannt.“ Endlich fuhren wir ab und nach und nach holte man alle Rumänen, Slowaken und Ungarn ab.

Nun wussten wir, dass wir nicht mehr freikommen würden. Man brachte uns in die Hamburger Straße, in ein Sammellager. Hier wurden alle Juden für den Transport nach dem Osten gesammelt. In leeren Räumen mussten wir hausen zu 20 Menschen, alles durcheinander, Männer, Frauen, Kinder, Junge und Alte. Täglich kamen neue Zugänge. Meistens waren es Illegale, die geschnappt wurden. Des Öfteren mussten täglich Männer und Frauen zum Verhör in die Burgstraße zur Gestapo; selten kam jemand von dort zurück. Es hieß dann nur: „Sie sind in die *Dreschmaschine* gekommen.“ In diesem Sammellager

blieben wir über 3 Wochen. Am vorletzten Tag war große Unruhe im Lager; man nahm uns unser ganzes Geld ab, die Papiere konnten wir behalten.
Wir wurden dann einen Tag darauf mit Lastwagen zum Bahnhof gebracht und zu 50-60 Menschen in geschlossene Viehwagen verladen. Die Fahrt dauerte 2 Tage. Ich wusste nicht, dass dies die letzte Fahrt war, die ich zusammen mit meinen Eltern und Geschwistern machte. Wir bekamen noch Verpflegung, doch wir haben uns alles aufgehoben, weil wir ja nicht wissen konnten, wann es wieder etwas gab. Die Fahrt war schrecklich, alles war aufgeregt und gereizt, da niemand wusste, was die nächsten Stunden, ja Minuten uns brachten. Die Kinder besonders waren unruhig und weinten. Plötzlich hielt der Zug und wir mussten alle aussteigen, d. h. es hieß so. Die Ersten sprangen ab, doch stand der Zug so ungünstig, dass die Menschen direkt in einen tiefen Graben sprangen, und dort blieben die meisten liegen. Auf einmal fuhr der Zug wieder an, und niemand wusste, was aus denen, die abgesprungen waren, geworden ist. Zwei kleine Mädchen, im Alter von 3 ½ und 5 Jahren, weinten nach ihrer Mutti; sie war unter denen, die abgesprungen waren. Ich half den Kindern schnell die Rucksäcke aufschnallen und habe dann die Kinder nicht mehr gesehen. Dann hielt der Zug zum 2. Mal und ich konnte noch schnell mein kleines Schwesterchen auf den Arm nehmen, denn es ging alles so schnell. Es kam Befehl, alles Gepäck im Zug liegen zu lassen, auch das Handgepäck. Dann ein neuer Befehl: „Mütter mit Kindern, Gebrechliche, Schwangere und alles was nicht laufen kann, rechts, Männer links, und Mädchen über 18 Jahre in der Mitte antreten!“ Ich war gerade 16 Jahre alt und hielt mein Schwesterchen auf dem Arm. Da Kam einer von der SS auf mich zu, riss mir das Kind aus dem Arm und schrie mich an: „Kinder gehören zur Mutter.“ Ich wehrte mich und wollte bei meiner Mutter bleiben, doch man schrie mich an, ich müsse erst noch arbeiten, bis ich dahin käme.
Bis ich recht zur Besinnung kam, war Mutti und die Kleine schon auf dem Lastauto, auf dem alles eng aneinander gepresst stand. Das Auto fuhr ab, während wir anderen losmarschierten, in das Lager. Von Ferne konnte ich noch einmal meinen Vater erkennen. An einer Ecke fuhr das Auto noch einmal links an uns vorbei. Mutti hielt das Kind auf dem Arm, es hatte ein blaues Samtmäntelchen an, mit weißem Pelzbesatz und weiße Gamaschenhosen, und sah aus wie ein kleines Püppchen. Mutti rief uns noch zu: „Kinder haltet den Kopf hoch, wir sind bald wieder zusammen.“ Wir ahnten ja noch nicht, wo das Auto hinfuhr. Bald wurde uns alles bewusst.

Nun hatte ich nur noch meine große Schwester; sie war 6 Jahre älter als ich und war immer wie eine Mutter zu mir. Inzwischen langten wir vor einem großen Tor an, über dem ein Schild hing: „Arbeit macht frei“. Zu beiden Seiten standen SS-Männer mit Hunden, die sie locker an der Leine hielten, damit wir gleich ängstlich wurden.
Jetzt waren wir also im Lager, es war ein schrecklicher Anblick, alles sah so grau aus, es wirkte, als ob man in einer Sandwüste war, mit Baracken. Wir sahen ganz komische Gestalten, zum Teil in Uniformen der sowjetischen Armee, so lang bis zum Erdboden, zum Teil mit gestreiften langen Kleidern und Kopftüchern bis ins Gesicht hinein. Wir wussten immer noch nicht, wo wir waren, und verstanden deshalb nicht, wie sich Mädchen so hässlich machen konnten. Wir hatten alle noch unsere schönen langen Haare gehabt und waren noch so, dass wir einen Bogen um die Regenpfützen machten, um unsere Sachen zu schonen.

Wir wurden in die erste Baracke geführt, wo es hieß, dass Schmuck und Wertsachen abzugeben sind, und wer noch Geld versteckt hält, solle es abgeben, es würde doch alles durchsucht, und bei wem noch etwas gefunden würde, der würde erschossen werden. Dann ging es weiter in die nächste Baracke. Hier wurden wir tätowiert, und von da ab waren wir nur noch Nummern. Den ganzen Tag ging es weiter so, von Baracke zu Baracke. Dann standen wir in einem schmalen Raum und ringsherum stand SS. Wir standen in der Mitte. Andere Mädchen sagten, man würde uns die Haare abschneiden, doch wollten wir das nicht glauben, bis wir selbst an der Reihe waren. Wir mussten uns splitternackt ausziehen, was lange dauerte, weil wir fast alle vierfach bekleidet waren, denn jeder dacht, was man auf dem Körper hat müsste einem bleiben. Dann mussten wir uns vor den SS-Männern, nackt wie wir waren, auf einen Hocker setzen und es wurde uns eine Glatze geschnitten. Überall wurden uns die Haare abgeschnitten, und die SS hatte ihre Freude daran.
Dann kamen wir in die Sauna, einem Raum mit sehr heißer Luft und kleinen Bänken, wie Treppen gebaut. Dort saßen wir, wie uns der liebe Herrgott geschaffen hatte, alle frisch geschoren, keiner hat den anderen mehr erkannt, denn wir sahen alle gleich aus. Es dauerte sehr lange, bis ich meine Schwester in der Menge wiederfand. Nun kamen wir unter die Brause, wo wir etwa 15 Minuten im Kreis laufen mussten. Das Wasser war eiskalt, als wenn man mit Stecknadeln gestochen wird. Zum Abtrocknen gab es für alle vielleicht 5 Handtücher. Dann kamen wir in einen großen Raum; es war schon spät. Alle Fenster und Türen waren offen. Den ganzen Tag waren wir rumgetrieben worden und hatten nichts gegessen. Es war furchtbar kalt und wir standen mehrere Stunden ganz nackt und warteten auf Kleider. Endlich gab es zwei verschiedene Männersocken, ein kurzes Hemd, Unterhosen und Uniformen der Sowjetarmee. Zum Teil durften wir unsere Schuhe behalten. Dann mussten wir wieder lange warten, bis einige Schüsseln Tee (lauwarmes Wasser) verteilt wurden, und mancher bekam ein Stück trockenes Brot. Links oben an der Bluse und links unten an der Hose wurde uns unsere Nummer und ein Stern rot-gelb, was Jude bedeutete, angenäht. Jetzt war es dunkel und es regnete in Strömen, der Boden war ganz aufgeweicht. Wir standen vor unserem Block. Man sagte, es wären große Betten darin, ein Bett für 9 Menschen. Wir stellten uns darunter große Bauernbetten vor. Doch bald wurden wir anders überzeugt. Als wir in den Block kamen, kam uns etwas entgegen, das im ersten Augenblick wie ein Gespenst aussah. Es war ein Mädchen, ganz dünn, ohne Haare und nur mit einem Hemd bekleidet. Sie hatte Fieber und tanzte mit nackten Füßen auf dem kalten Steinfußboden. Die Betten sind ungefähr mit Kaninchenställen zu vergleichen. Sie bestanden aus Mauern, und zwischen diesen Mauern 3 Etagen aus alten Brettern oder defekten Türen. Es war noch nicht einmal so viel Platz, dass man sitzen konnte. Das nannte man eine Koje. In jede dieser Kojen kamen 9 Mädels. Wir hatten weder Strohsack noch Decke. Einer lag auf dem anderen; es war furchtbar schmutzig in diesen Kojen.
Morgens um 5 Uhr wurden wir geweckt. Wir mussten in den Kojen bleiben. Dann gab es für 9 Frauen 1 Schüssel Suppe mit Brom und Soda. Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich die Schüssel nach jedem Schluck weit von mir entfernt hielt, weil aus ihr ein furchtbarer Geruch kam. Später wusste ich auch, woher der Geruch stammte, denn dieselben Schüsseln waren in der Nacht zu anderen Zwecken benutzt worden.

Dann mussten wir zum Zählappell antreten. Dieser fand jeden Morgen und Abend statt und dauerte immer einige Stunden. Wir waren in Block 8 und blieben zum Glück dort nur noch 3 Tage. Länger hätten wir es bestimmt nicht ausgehalten.
Wir kamen in Block 9; es war genau wie in Block 8, außer dass wir nur 5 in einer Koje waren und Strohsäcke bekamen, sowie für jede Koje eine Decke. Es war auch etwas sauberer. Wir bekamen 4 Tage Quarantäne und dann kamen wir in den Arbeitsblock 3. Jeden Morgen nach dem Appell wurde man zur Arbeit ausgewählt. Die Arbeit war verschieden. Es gab Innen- und Außenkommandos. Zuerst habe ich im Außenkommando in einer Schule gearbeitet, die wir für die SS einrichten mussten. Das waren die ersten 14 Tage im Lager. In dieser Zeit war meine ältere Schwester schon so sehr heruntergekommen, dass sie kaum den Weg von einer Stunde schaffen konnte. Sie hatte ständig Fieber und meistens über 40°C. Doch es durfte keiner merken, dass sie krank war. Wenn wir abends ins Lager kamen, mit völlig durchnässter Kleidung, mussten wir erst wieder lange zum Appell stehen.

Den Neuankömmlingen wurde alles, was im Lager vor sich ging erzählt. Von den älteren Häftlingen erfuhren wir schon am ersten 1. Tag, wo unsere Mütter, Väter und Geschwister sowie Kameraden, die nicht mit uns ins Lager, sondern auf das Auto kamen, geblieben sind. Sie zeigten uns noch am gleichen Abend die Kinderschuhchen, Kinderwagen und Kleider, die noch warm von den Körpern waren. Die Menschen, welche einmal diese Kleider getragen haben, kamen nie wieder. Am Abend sahen wir den Kamin brennen, der ganze Himmel war feuerrot und ein schrecklicher, penetranter Geruch, der mich heute noch verfolgt, zog durch das ganze Lager. So war es später immer und immer wieder. Täglich kamen Züge um Züge an, aus ganz Europa. Und ganz automatisch ging bei jedem Transport das Aussortieren los. Es wiederholte sich immer wieder dasselbe wie bei unserem Transport, und nur selten ahnten Mütter, Kinder und Gebrechliche, als sie voneinander getrennt wurden, wohin es ging. Schrecklich ist der Gedanke noch heute, dass es den SS-Banditen damals schon immer klar war, wen sie für ihre Gaskammer bestimmten, obwohl sie uns trösteten, wir würden alle zusammen bleiben und geschlossen in Fabriken arbeiten. Nur alles, damit wir ruhig blieben. Wir konnten damals ja noch denken, hatten noch ein gesundes Gehirn.

Nach etwa 3 Wochen wusste ich mir keinen Rat mehr, denn meine Schwester hatte Typhus. Ich arbeitete den ganzen Tag und nachts blieb ich wach, um meine Schwester zu beruhigen, damit es nur niemand merkte, wie krank sie war. Bisher war meine Schwester immer wie eine Mutter zu mir, bis zu dem Tag, an dem wir ins Lager kamen. Sie war wie umgewandelt, sie verlor sofort die Nerven. Für mich war das alles doppelt schwer, denn sie hatte keinen Willen mehr zum Leben. Sie bat mich, wir sollten zusammen an den „Draht“ gehen. Ich versuchte sie davon abzubringen, bis ich zuletzt die Kraft verlor und nachgab. Es wurde uns aber nicht so leicht gemacht, das Leben aufzugeben. Meine Schwester schaffte den Weg nicht und brach vorher zusammen. Ich schleppte sie wieder in unseren Block zurück. Bei jedem Appell wurde sie ohnmächtig. Manchmal erlaubte die Blockälteste, dass sie sich vor dem Block während dieser Zeit an die Wand setzte, dann war ich wieder etwas ruhiger.

Meine Schwester bekam einen furchtbaren Durchfall. Morgens vor dem Appell blieben immer nur wenige Minuten zur Latrine zu gehen, und der Weg betrug ungefähr 5 Minuten

bis dorthin. Bis ich sie hinschleppen konnte dauerte das sehr lange, und dann war es immer schon zu spät. Ich hatte Angst, sie auf das Brett zu stellen, sie wäre hineingefallen. Die Latrine bestand aus einer großen, langen Baracke und einem ebenso lang n, tiefen Graben. Ringsherum ist ein Brett und in der Mitte eine Stange. Um diese Latrine zu benutzen, brauchte man besondere Übung, denn man musste aufpassen, weil immerzu eine Grünwinklige, d. h. Berufsverbrecherin, welche die Aufsicht dort hatte, kam und auf die Menschen einschlug. Da die Mädels auf dem Brett standen und sich von hinten mit der einen Hand an der Stange festhielten, kam es oft vor, dass die eine oder andere in den Kot hineingestoßen wurde.

Meine Schwester hatte ständig Fieber und sie klagte, sie würde alles nur noch ganz entfernt hören, die Lunge schmerzte ihr und sie könne nicht mehr schlucken. Wenn ich versuchte ihr einige Bissen zu geben, blieb die Nahrung nicht bei ihr.
Noch eine andere Kameradin von uns konnte auch nicht mehr weiter, und wir beschlossen, zusammen ins Krankenrevier zu gehen, obwohl wir wussten, was es bedeutete dorthin zu gehen. Es gab dort auch Kojen. 8-10 Mädels lagen in einer solchen Koje, mit den verschiedensten Krankheiten. Behandelt wurden sie dort nicht. Nur wenn man soweit war, dass man nur noch einige Tage zu leben hatte, legten sie die Menschen auf den Fußboden, wo sie am nächsten Tag von der Ratten zerfressen waren. Das war die einzige Hilfe, die man den Menschen angedeihen ließ. Wir gingen also trotzdem ins Revier und waren auch nicht die Einzigen; es standen dort hunderte von Frauen. Wir standen eine ganze Zeit und warteten auf die Aufnahme. Bis wir an die Reihe kamen, brachen aber die beiden Kranken zusammen. Ich schleppte sie beide nach vorn und bat die Ärztin, dass sie die Mädels rannimmt, da sie nicht mehr könnten. Sie wurden untersucht, aber die Ärztin schüttelte nur den Kopf und meinte, sie wären für das Revier noch nicht krank genug.

Als wir 4 Wochen im Lager waren, mussten wir eines Morgens gleich nach dem Appell antreten und es wurde notiert, was für einen Beruf wir haben. Meine Schwester und ich hatten uns verabredet, dass wir Schneiderin sagen würden. Ich kam an die Reihe und sagte das auch. Bei meiner Schwester hieß es schon, wer nicht schwer arbeiten könne, solle es nur sagen, er bekäme eine leichtere Arbeit. Und meine Schwester sagte etwas anderes. Nun ging alles so schnell, wir kamen in die Sauna, bekamen andere Kleidung. Es hieß wir kämen ins Stabsgebäude. Es gelang mir noch, für einige Sekunden in unseren Block zu gehen. Ich nahm meine Schwester in die Arme; sie sah schon ganz anders aus. Ich küsste sie und bat, sie soll doch noch Mut haben zum Leben, da ich doch nur noch sie hätte. Sie versprach mir alles. Sie würde gesund werden und nur noch mit dem Gedanken an mich leben. Sie wollte mir die Adresse von meinem Bruder, der in den USA war, geben. Ich wehrte mich, ich wollte nicht ohne sie unseren Bruder wiedersehen und hielt ihr den Mund zu. Das war der Abschied von meiner Schwester. Die Blockälteste versprach mir noch, meiner Schwester zu helfen und zu versuchen sie nachkommen zu lassen, wenn sie gesund sei.

Nun kamen wir vor den SS-Lagerarzt. Wir mussten uns ausziehen und hintereinander an ihm vorbeigehen und wurden so aussortiert. Ich bat den Arzt, bei meiner Schwester bleiben zu

dürfen, da sie sehr krank sei. Er schüttelte den Kopf und gab mir den Trost, dass ich sie anfordern könne, wenn sie gesund sei. Es blieb mir nichts anderes mehr übrig.

Nun begann eine neue Zeit. Wir kamen ins Stabsgebäude. An diesem war ein großes Haus. Oben wohnte die SS und im Keller „hinter Gittern“ die Häftlinge. Wir mussten wieder stundenlang im Flur stehen. Dann wurden wir geduscht, bekamen saubere Kleidung und Essen aus sauberen weißen Schüsseln. Da war alles wie ein Traum. Danach wurden wir wieder aussortiert für die Nähstube, Bügelstube und Waschküche. Ich kam in die Waschküche. Obwohl der ganze Tag sehr anstrengend war, mussten wir gleich Nachtschicht machen. Hier wurde die Wäsche für die ganze SS von Auschwitz gewaschen. Nach einigen Stunden konnte ich schon nicht mehr weiter und glaubte, dass ich jeden Moment zusammenbrechen würde. Meine Kameraden sagten, ich solle auf die Toilette gehen und mich dort ein wenig ausruhen. Ich tat das auch. Als ich rauskam, stand eine Frau, auch ein Häftling, da. Sie war schon längere Zeit im Lager und war Vorarbeiterin. Sie fragte mich wie alt ich sei. Als sie hörte, dass ich 16 Jahre alt sei, nahm sie mich an die Hand und zog mich in die Nähstube. Hier war noch ein Mädel in meinem Alter. Wir waren die beiden Jüngsten. Nun musste ich Strümpfe für die SS stopfen. Wir waren 300 Häftlinge, hatten einen Schlafsaal mit 3-stöckigen Betten, Strohsäcke, weiße Laken und in jedem Bett 2 Decken. In jedem Bett schliefen 2 Mädels. Wir hatten abwechselnd Tag- und Nachtschicht, so kam auf 4 Mädels nur 1 Bett.
Der Tag verlief folgendermaßen: Morgens wurden wir um 6 Uhr geweckt, dann Appell auf dem Flur. Er dauerte 5-10 Minuten. Dann gingen wir in die Nähstube. Hier mussten wir, je nachdem wie die Arbeit kam, entweder Wäsche flicken (SS-Hemden und Unterhosen), die meistens so zerrissen waren, dass ein neues Loch entstand, wenn man mit der Nadel hineinstach, oder wir mussten Wäsche zeichnen und Strümpfe stopfen, die meistens auch nicht gewaschen waren, sondern steif waren, dass man kaum mit der Nadel hindurch kam. Es war kein Wunder, dass wir davon fast immer die Krätze hatten. Mittags war ½ Stunde Pause. Es gab eine Schüssel Suppe. Das Essen war fast immer undefinierbar, man konnte es eher als Schweinefutter bezeichnen. Später einmal, als die ungarischen Transporte ankamen, wurde alles, was in den Wagons zurück blieb, zusammengefegt und wir bekamen es gekocht vorgesetzt. Es war darin alles enthalten, Backobst, Rosinen, Speck, Kekse und Erbsen. In jeder Erbse war ein schwarzer Käfer. Wir ekelten uns schrecklich. Die Käfer rauszusuchen war nicht möglich. Dieses Essen gab es wochenlang. Es blieb uns nichts anderes übrig, als es zu essen, wenn wir nicht verhungern wollten. Wir aßen am Ende mit geschlossenen Augen, damit wir nichts sahen. Es kostete uns wahnsinnige Überwindung, aber wir mussten ja leben.
Nach einigen Tagen bekam ich hohes Fieber und konnte fast gar nicht mehr gehen. Ich hielt mich 3 Wochen in diesem Zustand, dann brachte man mich besinnungslos ins Revier. Am 2. Tag kam der SS-Lagerarzt Dr. Roode. Ich wurde aus dem Bett geholt und ihm vorgeführt. Er besah mich von allen Seiten, dann durfte ich mich wieder hinlegen. Nach etwa 1 Stunde kam ein Krankenwagen und holte mich und noch 3 andere Frauen ab ins Vernichtungslager Birkenau. Wir bekamen dort alle 4 ein Bett mit einem Strohsack und einer Decke im 3. Stock. Es war nur unter großen Anstrengungen möglich in dieses 3. Bett zu steigen, da wir alle hohes Fieber hatten. Am nächsten Tag wurden wir verlegt in den Typhusblock. Unsere

Sachen wurden uns alle abgenommen, jede bekam ein kurzes Hemd, es reichte uns bis zum Bauchnabel. Ich traf dort einige Mädels aus Berlin, die mich nach meiner Schwester fragten. Ich wusste nichts von ihr. Ein Mädel rief einer anderen zu, - sie nahm an, ich hörte es nicht- , „Die ist ja längst tot!“. Ich war so benommen vom Fieber, dass ich das Gehörte gar nicht gleich fassen konnte. Ich bekam ein Bett zugewiesen, wo schon 2 Griechinnen und eine deutsche Jüdin mit Bauchtyphus drin lagen. Wenn ich hier von liegen spreche, so ist das übertrieben, denn wie sollte man zu viert in einem so schmalen Bett liegen können. Ich habe mich so zusammengekauert, dass ich mir heute gar nicht mehr vorstellen kann, wie ich das 7 Wochen aushielt. Ich war ja fast die ganze Zeit besinnungslos. Brot konnte ich nicht essen, nur trinken wollte ich. Es gab jedoch noch nicht einmal einen halben Becher voll. Ich hatte wahnsinnigen Durst und sah in meinen Fieberfantasien nur immer etwas zum Trinken.
Zwei Betten von mir entfernt lag ein Mädel, das einen viertel Becher Tee oder Kaffee für Brotportionen weggegeben hatte. Sowie ich also meine Brotzuteilung bekam, brachte ich ihr das Brot und sie gab mir den Tee. Jedesmal, das Bett war keine 10 Meter weit entfernt, brach ich vorher ohnmächtig zusammen. Ich blieb liegen, bis ich wieder zur Besinnung kam. Es half mir niemand, Jeder war sich selbst der Nächste. Ich tauschte dann mein Brot in Tee um und schlich mich wieder ins Bett zurück.
So lag ich einige Wochen ohne zu wissen, was mit mir geschah. Dann hatte ich plötzlich heftige Hals- und Ohrenschmerzen. Das Ohr lief schrecklich und ich hatte keine Watte.
Am anderen Ende des Blocks war zweimal in der Woche Ambulanz. Ich wollte hin zur Behandlung, war aber so schwach, dass ich kaum hinkam. Ich brach immer auf dem Weg zusammen. Ich bekam ein einziges Stück Watte. Der Hals wurde ausgepinselt. Ich lag schon 5 Wochen im Typhusblock und wurde dann verlegt. Wir waren nur zwei in einem Bett und hatten eine Decke. Ich ekelte mich vor den Decken, denn in diese hat man auch die Toten gelegt, um sie auf das Auto zum Verbrennen zu werfen. Jetzt fing ich an wieder alles aufzunehmen, was um mich herum vorging, mein Kopf wurde wieder klarer. Es kamen 4 Mädels im Alter von 16 bis 19 Jahren; sie waren vom Leichenkommando und sollten ein Mädel abholen, das über meinem Bett lag. Die Betten standen so eng zusammen, dass die Mädels kaum ran konnten. Sie stiegen auf die Betten und holten die angebliche Tote herunter. Jeder fasste an Arme und Beine und schleuderten sie so umher, dass der Kopf auf jedes Bett aufschlug. Als sie auf den Steinboden fiel, schrie sie noch einmal auf. So wurden die bewusstlosen Menschen oft schon zu den Toten gezählt. Es war schrecklich, wenn man nachts nicht schlafen konnte, wie die Menschen in ihrem Fieber herumwanderten.
Schräg unter mir lag eine Frau, die so jammervoll aussah, dass wir anderen Angst vor ihr hatten. Sie war nur noch ein Gerippe und vom langen Liegen auf dem harten, rauen Strohsack so durchgelegen, dass sie an vielen Stellen nur noch rohes Fleisch hatte. Immer war sie blutig und das Blut lebte am Strohsack. Sie bekam nichts zum Verbinden, man wartete auf ihren –Tod. Sie kämpfte Tag und Nacht um ihr Leben. Plötzlich jammerte sie laut auf, in einer Sprache, die wir nicht verstanden, sie stieg aus ihrem Bett und kam zu den anderen gekrochen. Es war uns unheimlich. Als sie tot war, kam ein kleines Mädel in ihr Bett. Sie hatte überhaupt keine Haut mehr auf dem Körper. Dieses Kind war noch bei vollem Bewusstsein und quälte sich schrecklich. Eine Pflegerin konnte das nicht mehr mit ansehen, wenn immer das ganze Körperchen am Strohsack klebte mit seinem Blut, und hat der kleinen Papierbinden gebracht und sie verbunden. Am nächsten Tag starb sie. Als das

Leichenkommando sie abholte, war das ganze Papier durchblutet. So starb um uns herum eins nach dem anderen. Ging es oft nicht schnell genug, bekamen sie eine Spritze und waren ein paar Stunden später tot.
Ich war 7 Wochen in diesem Lager und kam dann zurück ins Stabsgebäude, weil ich dort vorher für die SS gearbeitet hatte. Die drei Frauen, mit denen ich hinkam, waren auch nicht mehr dort. Zwei von ihnen waren gestorben. Ich wurde nackt ausgezogen und bekam Holzpantinen und eine Decke um und musste nun nach 7 Wochen Liegen, das erste Mal durch das ganze Lager laufen. Ich durfte meine große Schwäche nicht zeigen, schwankte immer hin und her und fiel nach ein paar Schritten hin. Niemand stützte mich. In der Sauna wurden wieder meine Haare, die inzwischen ein paar Zentimeter gewachsen waren, abrasiert, Dann wurde geduscht und wir mussten wieder stundenlang auf Kleidung warten. Zu essen bekamen wir nichts. Als wir dann fertig waren, warteten wir auf das Auto, das uns zum Stabsgebäude bringen sollte. Ich konnte mich kaum noch halten, wollte aber unbedingt aus diesem Vernichtungslager raus. So nahm ich meine letzte Kraft zusammen.
Als ich im Stabsgebäude vor dem Gitter stand und wartete bis geöffnet wurde, kamen meine Kameradinnen, die ich noch von Berlin kannte, doch sie erkannten mich nicht mehr. Auch hier musste ich mich der selben Prozedur unterziehen wie vorher. Die Blockälteste, eine Asoziale, schrie mich gleich an und gab mir Sachen. Ich solle mich duschen, ich hätte Läuse. Ich konnte jedoch nicht in den Waschraum hinein, weil sich eine vom Stubendienst mit einem Mann dort eingeschlossen hatte. Als die Blockälteste sah, dass ich noch nicht gebadet hatte, bekam ich eine Ohrfeige, dass ich zusammenbrach.
Als ich sauber war, sollte ich abtrocknen helfen, doch ich hatte nicht einmal die Kraft, eine Schüssel oder Tasse hochzuheben. Ich setzte mich hin, weil ich nicht mehr stehen konnte. Ohrenschmerzen hatte ich auch schreckliche. Als die Blockälteste sah, dass ich saß, fing sie wieder an zu schreien, ob sie mir vielleicht einen Sessel bringen soll. Diese Bestie nahm keine Rücksicht darauf, dass ich nach 7 Wochen Typhus, den ersten Tag auf den Beinen war. Beim Appel brach ich zusammen, obwohl er nur 5 Minuten dauerte. Die Mädels trugen mich ins Revier. Da ich aber keine 40 Fieber hatte, wurde ich nicht aufgenommen. Ich sollte gleich wieder Nachtschicht machen. Eine meiner Kameradinnen brachte mich ins Bett. Am 3. Tag nahm man mich mit 40 Fieber im Revier auf und am 4. Tag wurde ich ins Männerlager zur Operation gebracht. Der Eiter war schon so weit gestiegen, dass ich nicht mehr sprechen und nicht mehr hören konnte. Als mich die Ärzte sahen, es waren auch Häftlinge, sagten sie: “Wozu das Kind noch operieren? Sie hält das doch nicht durch.“ Sie hielten mich für 12 Jahre. Ich saß auf einem Stuhl, als ein Arzt auf mich zu kam und mich trösten wollte mit den Worten: „Na kleine, du brauchst keine Angst zu haben, du schläfst ein, und wenn du aufwachst, ist schon alles vorbei.“ Dann wurde ich auf den Operationstisch geschnallt, bekam ein Tuch über die Augen und das Ohr wurde vereist. Ich wartete auf die Narkose, doch umsonst. Plötzlich fingen sie an, den Knochen am Ohr aufzumeißeln, bei vollem Bewusstsein. Der einzige Gedanke war, dass ich meinen Vater noch einmal wiedersehen könnte und das gab mir Kraft durchzuhalten, denn alle waren überzeugt, dass ich die Operation nicht überstehen würde. Die Operation war sehr schwierig und es wurden noch zwei Ärzte hinzugezogen. Als ich fertig war und ins Lager zurück sollte, war ich von oben bis unten blutig, und die Reaktion kam so, dass ich furchtbar weinte. Ich hatte keine Kraft mehr mich zu beherrschen. Sogar die SS-Aufseherin bekam Mitleid mit mir und sagte, es sei doch

alles wieder gut und ich brauchte doch nicht mehr zu weinen. Ein Häftling von den Männern trug mich ins Auto und ich fuhr mit unserer Ärztin, einer Polin, zurück ins Stabsgebäude. Alles staunte, dass ich das überstanden hatte. Hier im Revier lag ich noch über 2 Monate, denn ich bekam den ganzen Kopf noch voll Furunkel. Das war sehr schmerzhaft, denn sie wurden immer tief ausgekratzt. Zu dieser Zeit lag auch meine Freundin im Revier. Sie kam mit Diphterie zurück nach Birkenau.
Als ich aus dem Revier entlassen wurde, war ich noch sehr schwach, doch musste ich gleich am ersten Tag wieder arbeiten. Nach einer Stunde ging es schon nicht mehr und mein Capo erlaubte mir mich hinzulegen, so, dass es niemand sehen sollte. So machte man es noch ein paar Wochen mit mir. Dann war ich endlich wieder so weit, dass ich regelmäßig zur Arbeit konnte.
Einmal, wir hatten auch Nachtschicht, schickte man mich ins Bett und ich verschlief den Appell, was eigentlich Bunker bedeutete. Eine Stunde lang wurde nach dem fehlenden Häftling gesucht, denn es wusste ja niemand, wer eigentlich fehlte. Dann kam die Aufseherin, Oberaufseherin, Blockälteste und Blockschreiberin und durchsuchten die Betten. Ich wachte auf und wusste im Augenblick nicht, ob es Morgen, Mittag oder Abend war. Doch ich hatte wieder einmal Glück. Als die Oberaufseherin mich Muselmann sah, bekam ich weder Bunker noch Strafe. Das war eine Seltenheit im Lager. Die Tage gingen eintönig wie vorher weiter: Morgens aufstehen, arbeiten, schlafen, Tag für Tag das Selbe. Wir konnten nicht aus dem Fenster sehen, denn wir hausten im Keller und das Fenster war ganz hoch. Unser Blick fiel nur auf das vergitterte Fenster.
In unserem Schlafsaal hatten wir ganz viele Wanzen und Flöhe. Es war oft so schlimm, dass wir uns die ganze Nacht im Waschraum aufhielten. Kaum hatte man sich hingelegt, war man übersät mit dem Ungeziefer. Eines Tages wurde dann endlich alles ausgegast und neue Betten aufgestellt. Wir bekamen sogar Steppdecken, denn die SS wusste schon nicht mehr wohin mit den ganzen Sachen.
Es wurde ein neues Lager eingerichtet: F.K.L.I. Es sollte ein Musterlager werden, 5 Blöcke und in jedem Block 1000 Frauen. Zuerst kamen wir in Block 6, bis das neue Lager fertig war. Geradeüber von uns war Block I, in dem Frauen vom Versuchsblock untergebracht waren. Diese Blöcke waren sehr sauber, es gab sogar einen großen Essraum. Die Waschräume waren an den Wänden mit Bildchen bemalt. In großer Schrift stand: Licht Luft und Sonne. Wenn wir bei der Arbeit waren wurden die Esssäle mit Teppichen ausgelegt und wenn wir kamen wurde alles wieder weggeräumt. Alles nur zum Schein, wenn jemand kam, das Lager zu besichtigen. Es wurde dann immer nur das Musterlager gezeigt und angedeutet, wie gut es den Juden in den KZs geht. Das Vernichtungslager Birkenau und die Nebenlager wurden nie gezeigt, sie wurden verschwiegen.
Wir kamen jetzt auch schon etwas an die frische Luft, denn wir arbeiteten vorläufig noch im Stabsgebäude. Ich hatte mich während dieser Zeit wieder gut erholt, doch das sollte nicht lange dauern.
Wir hatten gerade Nachtschicht. Als ich zur Arbeit kam, fühlte ich mich noch sehr wohl, doch auf einmal wurde mir schwindlig und ich bekam Schüttelfrost. Ich schleppte mich 3 Wochen hin. Es wurde zwischendurch auch wieder mal besser. Ich hatte große Angst wieder ins Revier zu müssen. Die Betten in dem Schlafsaal im Stabsgebäude standen noch, doch sonst war alles leer. Ich konnte mich, wenn der Anfall kam wieder hinlegen, ohne dass es die SS

merkte. Es war zwar sehr unheimlich in dem dunklen Schlafsaal, und ich lag da ganz allein im Fieber. Zu dieser Zeit kamen fortwährend neue Transporte. Man hörte immer wieder das Tuten der Züge. Der ganze Himmel war feuerrot vom Kamin und es herrschte ein schrecklicher Gestank nach verbrannten Leichen. Ich war immer froh, wenn der Anfall wieder vorbei war und ich in die Nähstube zurück konnte. Es wurde dann gemeldet, dass ich krank war und ich musste doch ins Revier. Am ersten Tag wurde mir schwarz vor Augen, als ich zur Toilette wollte, alles drehte sich. Ich konnte nur rufen: „Haltet mich fest." Von Schlägen, die ich ins Gesicht bekam, wachte ich wieder auf. Das war die Methode im Lager, Bewusstlose wieder ins Leben zurückzurufen. Wurde jemand ohnmächtig, bekam er solange rechts und links Schläge ins Gesicht, bis er wieder zu sich kam. Das war nicht einmal böse gemeint, sondern man hatte ganz einfach keine anderen Mittel. Man machte bei mir eine Blutprobe und die Ärztin wollte diese dann nach Birkenau schicken. Ich hatte Malaria, und alle Malaria-Kranken kamen zu dieser Zeit nach Loblin in einen Versuchsblock und wurden nachdem vergast. Unsere Blockälteste schickte die Blutprobe aber nicht weiter, sondern besorgte mir Chinin. Alle Kameradinnen halfen mir, dass ich schnellstens wieder gesund wurde.
Am 13. September 1944 war Muttis Geburtstag. Eine Kameradin hatte mir einmal ein Bildchen mit einem Kinderkopf geschenkt, das meinem Schwesterchen ähnelte. Wir hatten Nachtschicht und schliefen daher am Tage. Ich hatte den ganzen Morgen das Bildchen angesehen und war mit meinen Gedanken ganz zu Hause bei meinen Lieben. Plötzlich hörte man Fliegeralarm. Sie waren genau über uns, denn genau geraderüber von uns war die SS-Kaserne. Die Soldaten standen am Fenster, Einige spielten Akkordeon und die anderen sangen dazu. Man hörte die Bomben fallen und die Flieger kamen immer näher. Wir sprangen alle aus den Betten und wollten in den Keller. Die Soldaten lachten noch über uns, wie ängstlich wir waren. In diesem Moment wurde alles schwarz um uns herum, wir wurden auf den Boden geschleudert und um uns herum krachte alles zusammen. Es gab ein furchtbares Durcheinander, ein Teil drängte raus und ein Teil wieder zurück. Endlich waren wir alle draußen. Um uns herum fiel alles zusammen. Die Bomber waren noch immer über uns. Wir konnten nicht weiter, wir waren eingesperrt hinter Stacheldraht. Wie es geschah, weiß ich selbst nicht mehr. Plötzlich war der Draht durchgerissen und alles stürmte raus. Der erste Gedanke war, wir sind frei, wir können weglaufen. Wir waren auf einer Wiese und kamen das erstemal mit männlichen Häftlingen zusammen. Eine Bombe war direkt in die Häftlingsschneiderei gefallen und diejenigen, die sich retten konnten, waren meistenteils schwer verwundet. Dem einen war das Auge raus und andere hatten wieder andere schwere Verletzungen. Wir standen in Nachthemden oder Schlafanzügen und rissen unser Weniges, was wir anhatten noch entzwei um die Verletzten zu verbinden. Immer noch waren die Flugzeuge über uns. Unser Block war zum Teil ganz kaputt. Dann kam die SS und trieb uns wie eine Herde zurück ins Lager. Hatten wir nicht schon genug von den Bomben, schoss man auch noch in die Menge, weil es ihnen nicht schnell genug ging. Es war schrecklich. In unserem Block gab es viele Schwerverletzte und eine Tote. Der Alarm war noch nicht abgeblasen, da kamen Lastautos. Die Verletzten wurden aufgeladen und nach Birkenau gebracht. Wir hatten uns noch nicht von unserem Schreck erholt, da kam der Lagerkommandant und sagte, dass hier in den nächsten Tagen ein neues Lager errichtet würde und die Mädels von Birkenau, die in der Union arbeiteten, würden auch in dieses

Lager kommen. Er schwärmte von seinem Musterlager und wenn wir fleißig sein würden, dann bekämen wir auch ein Kino. Für die Männer fing jetzt eine schwere Zeit an, denn die SS-Kasernen waren alle getroffen und sie mussten nach den Verschütteten suchen und dann begannen Tag und Nacht die Aufräumarbeiten. Am anderen Tag zogen wir ins andere Lager um, nach Block II und kamen dann nicht mehr ins Stabsgebäude, sondern in die Lederfabrik. Diese war ungefähr eine dreiviertel Stunde vom Lager entfernt. Hier arbeiteten wir mit Männern zusammen. Es war uns aber strengstens verboten mit ihnen zu sprechen. Wir fühlten uns hier aber etwas freier, denn wir sahen hier nicht immer nur vergitterte Fenster. Auch hatten wir morgens und abends durch den Weg etwas Bewegung. Unsere beiden Schichten wurden zusammengelegt, da es wieder nur noch Tagschicht gab. So war ich nun wieder mit meiner kleinen Freundin zusammen, die immer noch etwas schwach durch die überstandene Diphterie war und mich daher sehr nötig brauchte.
Wir waren einige Tage in der neuen Arbeitsstelle, als ich eine Kameradin sagen hörte, sie hätte einen Berliner gesprochen. Wir freuten uns darüber sehr, weil wir selbst nicht mit den Männern in Berührung kamen. Wir wollten nun alle wissen, ob er vielleicht unsere Brüder, Väter, Männer usw. kenne. Auch hoffte ich, etwas über meinen Vater zu erfahren. Es war schon kurz vor dem Antreten und ich hatte keine Gelegenheit gefunden, diesen Berliner zu sprechen. Ich hörte, dass er schon 9 Jahre eingesperrt war und somit konnte er ja von meinem Vater nichts wissen. So lag mir nichts mehr daran mit ihm zu sprechen. Gerade als ich wieder zurück gehen wollte sprach der Mann mich an. Er hatte mich beobachtet und gemerkt, dass ich was von ihm wissen wollte. Wir standen beide am Eingang und konnten einige Minuten sprechen. Ich erzählte ihm, was ich auf dem Herzen hatte, doch er wusste nichts. Er war 25 Jahre, als er verhaftet wurde. 4 ½ hatte er Einzelhaft. Ich hatte in diesem Augenblick nur den einen Wunsch, ihn alles vergessen zu lassen, was er in den 9 Jahren erlitten hatte. Ich weiß selbst nicht, wie das über mich kam. Wir kannten uns noch keine 5 Minuten und doch kam es mir vor, als wären es Jahre.
Er war Elektriker und kam nur alle 1 bis 2 Wochen zu uns. Es vergingen einige Tage bis wir uns wiedersahen. Von diesem Tag an kam er regelmäßig zweimal in der Woche. Nun hatte ich, nachdem ich alle Lieben verloren hatte, endlich einen Menschen gefunden, der mir das ersetzen konnte. Das Leben kam mir nicht mehr so stumpfsinnig vor, ich hatte etwas, worauf ich mich freuen konnte, etwas, wofür ich mein Leben auf's Spiel setzte. Denn hätte man uns erwischt, so bedeute das, Haare ab und Bunker und zurück nach Birkenau ins Strafkommando. Es dauerte nicht lange, wir nutzten jede Gelegenheit aus, um uns für einige Sekunden sprechen zu können und das bedeute für uns viel. Eines Abends hatten wir uns verabredet, während der Zeit, als sich die anderen wuschen und anzogen. Wir wollten beide auf den Trockenplatz rausgehen. Es war dunkel und der Mond schien. Wir konnten die Stadt von dortaus sehen. Dieses Bild wirkte auf uns, die wir so lange eingekerkert sind, ganz besonders. Wir waren beide ganz allein. Mit den Gedanken waren wir ganz fern vom Lager, doch sollten wir nur allzuschnell wieder in die Wirklichkeit zurückversetzt werden. Plötzlich stand unser Capo vor uns. Sie war auch ein Häftling, eine Freundin unserer Aufseherin, die selbst erst 19 Jahre alt war. Sie sagte nichts, sondern ging gleich wieder zurück. Ich ahnte nichts Gutes und schickte ihn gleich zum Männer-Capo, welcher meinte, unser Capo sei schon in Ordnung und würde bestimmt nichts der Aufseherin sagen. Ich kam noch gerade rechtzeitig zum Antreten. Kurz vor dem Abrücken wurde ich vorgerufen. Wir standen uns

beide gegenüber. Auf seiner Seite ein SS-Scharführer und auf meiner Seite auch die 19jährige SS-Aufseherin. Ich sah nur immer, wie man ihn schlug und merkte somit nicht viel von der eigenen Prügel. Meine Brille lag auf dem Boden, die Kämmchen aus dem Haar, so stand ich machtlos und durfte mich nicht wehren. Dann marschierten wir ins Lager zurück. Vor der Blockführerstube wurde Häftling Nr. 41946 ans Tor gerufen. Ich musste vortreten und sollte eine Meldung bekommen. Eine Aufseherin, für die ich vorher Puppen und Tiere anfertigen musste, machte der anderen Aufseherin den Vorschlag, dass sie mich wieder in ihr Kommando zurücknehmen würde. Ich musste mich bei dem jungen Ding nochmals entschuldigen und fragte sie dabei, ob sie nicht verstehen könnte, wenn ich einmal mit meinem Vetter ein paar Worte sprechen wollte. Sie lacht mich aber aus und meinte, so etwas macht man nicht mit seinem Vetter, obwohl man uns nur erwischt hatte, wie wir zusammenstanden.
Es kam nun eine schwere Zeit für mich , wie für ihn. Ich war wieder in der Nähstube und hier waren ja keine Männer, so war ich wieder von allem vollkommen abgeschlossen. Am gleichen Tag bekam ich von einem anderen Häftling ein kleines Briefchen von ihm. Er warnte mich, ich solle mich auf keinen Fall zurückziehen, sondern so tun, als ob nichts vorgefallen sei und er würde wieder regelmäßig kommen. Es war aber sehr sehr wenig Gelegenheit, dass wir uns sprechen konnten, denn die Bestie verfolgte mich auf Schritt und Tritt.
Wir hofften auf einen Fliegeralarm, denn dann wurde Auschwitz vernebelt und wir mussten raus ins Freie. Doch sie wartete nur darauf uns neuerdings zu schnappen und wir liefen ihr direkt in die Arme. Dann kam eine Zeit, in welcher sie fehlte, das war für uns beide schön. Eine Kameradin sagte mir, dass die Aufseherin noch einmal zu mir kommen wolle, um mich um etwas zu bitten. Ich glaubte nicht daran. Aber am Nikolaustag kam sie doch zu mir; sie lauert mir auf der Treppe auf und sagte: „Gerade du könntest mir doch einen Gefallen tun, ich brauche für heute noch etwas zum Nikolaus.“ Von diesem Tag an konnte sie mir nichts mehr tun, denn ich hatte sie in der Hand, da sie nichts für den Privatgebrauch bei uns anfertig durfte. Sie kam jeden Tag mit einem anderen Wunsch. Einmal machte ich ihr einen großen Hund aus Fell, dann eine Puppe, die sie ihrem Freund schenken wollte. Die Puppe sollte wie sie aussehen. Als ich fertig war damit, fragte sie, ob die Puppe ihr ähnlich sei. Ich sagte: „Ja, Frau Aufseherin, sie hält die Hände genau so frech in die Seite gestemmt, wie Sie.“ Sie nahm mir das gar nicht übel. Ihr war es wichtig etwas für ihren Freund zu besitzen.
Eines abends, es war schon dunkel, als wir ins Lager einmarschierten, war Alarm. Im Lager war ein Galgen aufgebaut. Unter dem Galgen war ein Tisch und auf dem Tisch ein Hocker. Es war unheimlich, niemand wusste, was geschehen war und was das zu bedeuten hatte. Es war die ganze Zeit schon eine schrecklich gedrückte Stimmung im Lager. In Birkenau war ein Aufstand ausgebrochen, die Gaskammern wurden gesprengt und die Häftlinge versuchten zu entkommen. Nur wenigen war das geglückt. Viel SS wurde dabei umgebracht. Der größte Teil der Häftlinge wurde wieder eingefangen und vergast. Wir durften nicht in unseren Block sondern wurden in Keller getrieben. Wir wussten nicht, was die nächsten Minute brachte und wir hatten alle das Gefühl, als würden wir zur Vergasung gehen. Niemand wollte als erste gehen und so kam es zu einem furchtbaren Durcheinander. Dann musste das ganze Lager auf den Hof. Es wurden zwei Mädels im Alter von 16 bis 19 Jahren erhängt. Am Vormittag waren schon einmal zwei erhängt worden. Die 4 Mädels hatten in der Union gearbeitet und Munition rausgeschmuggelt, damit die Gaskammern gesprengt erden

konnten. Sie kamen vorher in den Bunker und wurden furchtbar geschlagen, Tag für Tag, ohne dass man sie zum Sprechen bringen konnte, nur die Jüngste hielt nicht durch und verriet alles. Nun wurden diese Kinder vor unseren Augen erhängt. Jede rief noch etwas wie „Rache“ usw. Sie stiegen auf den Tisch und dann auf den Hocker, bekamen die Schlinge um den Hals, dann wurde der Hocker weggezogen und sie hingen wie Puppen. Eine Schwester des einen Mädels musste das mit ansehen und man brachte sie bewusstlos ins Revier.
Der Lagerkommandant merkte wohl, dass es zum Schluss ging und wollte als guter Kommandant bei uns gelten. In der Zeit, als es alles Schlag auf Schlag ging, richtete er Kino und Kabatrett ein, zur Belohnung für unsere geleistete Arbeit, wie er sagte.
Dann kam der Januar 1945. Die Front rückte immer näher und es hieß, wir sollten auf Transport kommen. Täglich gingen Transporte ab, Männer und Frauen. Wir arbeiteten noch bis zum letzten Tag. Einen Tag vorher sah ich noch meinen Bekannten wieder und wir verabredeten, dass wir zusammen gehen wollten, doch es ging alles schneller und kam alles anders, als wir es uns gedacht hatten. Morgens gingen wir noch zur Arbeit und die Aufseherin hielt uns einen langen Vortrag, wir sollten ruhig bleiben und wir würden schon nicht auf Transport gehen. Wir gingen dann an unsere Arbeit. Plötzlich hieß es: „Alles antreten!“ Wir suchten uns alle noch das Nötigste zum Anziehen raus – wir waren ja Wäscherei – und jetzt konnten wir uns ja nehmen, es kümmerte sich doch keiner darum. Ich nahm mir vor allem lange Hosen und darunter trug ich einmal Zivilsachen. Man wusste ja nicht, wozu man es gebrauchen konnte. Dann kamen wir ins Lager. Wir schnürten noch unsere paar Habseligkeiten zusammen. Ich hatte keine vernünftigen Schuhe und wir sollten einen „Todesmarsch“ antreten – in 12 Tagen nach Groß-Rosen!!! Eine Freundin brachte mir noch ein Paar Halbschuhe aus dem Männerlager mit. Jetzt sollten wir uns noch unsere Brotrationen abholen, jeder wollte was haben und es war ein furchtbares Gedränge, denn alles ging drunter und drüber. Ich sah nur noch, wie die Oberaufseherin eine Flasche nahm und sie einem Mädchen direkt ins Auge schmetterte. Das Auge war raus und so musste dann das arme Mädchen auf Transport gehen, keiner konnte sich mehr darum kümmern.
Es kam nochmals für einige Stunden Alarm und so wurde der Transport verzögert. Ich ließ alle vorangehen und wartete bis zum Schluss, denn ich hoffte ja noch immer, er würde mich holen kommen oder mir irgend ein Zeichen geben. Doch um 10 Uhr abends ging der letzte Transport los und ich schloss mich mit meinen anderen Kameradinnen an. Als wir an das Tor kamen, gab es für jede Reihe Brot, Margarine und eine Büchse Fleisch. Wir mussten noch warten, denn die SS sagte uns noch folgendes: Wir würden einen langen Weg vor uns haben und wer nicht mehr laufen könnte, würde erschossen werden.
Wir marschierten los und hinter uns wurde das Lager angesteckt, das war am 12. Januar 1945. Wir marschierten immer an den ganzen Männern vorbei, immer fragte ich nach ihm, doch er war nie dabei. Eine ganze Nacht liefen wir so durch den Schnee. Wir konnten schon unsere paar Sachen nicht mehr tragen und warfen vieles weg. Wir waren nicht gewöhnt so viel zu laufen. Trotz der Kälte war es mir sehr heiß und ich öffnete meine Sachen. Wir bekamen Durst und der Schnee tat so gut.
Schon konnten wir nicht mehr weiter, da durften wir uns mitten in der Nacht für 15 Minuten in den Schnee setzen. Wieder zogen andere Männer an uns vorbei, doch nie war derjenige dabei, den ich suchte. Wir liefen noch bis zum nächsten Morgen durch, dann wurde in Scheunen Rast gemacht, als es dunkel wurde ging es weiter.

Es war furchtbar, als wir aufwachten. Erstens waren wir vollkommen erstarrt vor Kälte und zweitens hatten wir einen Muskelkater in den Beinen, so dass wir kaum mehr vorwärtskamen. Ich war mit einer Freundin zusammen und wir konnten nach einigen Stunden tatsächlich nicht mehr weiter. Wir schleppten uns mit dem Gedanken rum, zu flitzen. Wir wussten, 14 Tage diesen Marsch und dazu ohne Verpflegung, das würde doch keiner von uns durchhalten.
Wir sahen SS-Männer mit Gepäck. Ein Mädel von uns kannte sie, wir liefen aus unseren Reihen und nahmen das Gepäck der SS. So hatten wir es geschafft, noch eine Nacht Rast zu machen. In dieser Nacht war es schrecklich kalt und die ganze Nacht hörte man die Flugzeuge näherkommen. Am nächsten Morgen wurden wir einem anderen Transport angeschlossen. Nun marschierten wir wieder das erste Mal am Tage. Es war unglaublich, wie viel Tote am Wege lagen. Immer wieder wurden Frauen und Männer erschossen, die sich vielleicht nur einen Moment ausruhen wollten. Ein altes Mütterchen saß im Schnee, der SS-Mann hielt ihr das Gewehr an die Schläfe und sie bat ihn, er möchte sie doch noch leben lassen, möchte sie bei ihrem Kind lassen, doch er lachte ironisch, dieser Sadist.
Einmal gaben uns die Bauern in einem Dorf einen Eimer Wasser. Ein Häftling sagte, ich solle ihr meine Kanne borgen, sie würde etwas holen, doch sie verschwand damit und brachte sie nicht mehr zurück. Ich versuchte das Mädchen wiederzufinden, verlor dabei meine Kameradin, denn in der Zwischenzeit wurden die Transporte getrennt. Unterwegs traf ich dann meine kleine Freundin, mit der ich in der Nähstube zusammengearbeitet hatte. So marschierten wir noch 3 Tage, bis wir in Loslau ankamen. Hier sollten wir in Waggons verladen werden.
Am Bahnhof durften wir im Schnee Rast machen, doch wir warteten vergebens, es waren noch keine Züge da. Wir mussten aufstehen und es ging wieder weiter. Unsere Glieder waren vor Kälte ganz erstarrt und wir waren kaum fähig, die letzten Schritte bis zu den Scheunen zu gehen, denn wir hatten so einen Muskelkater, wie wir ihn vorher noch nicht gekannt hatten. Es war schon Mitternacht, als wir die Scheunen erreicht hatten. Wir waren sechs Mädel, die zusammenhielten. Wir hatten einen Platz für uns im Heu, direkt unter freiem Himmel, denn die Scheune war offen. Unsere Füße waren ganz geschwollen und wir hatten die Schuhe schon so lange nicht mehr ausgezogen. Ich wusste, dass ich dies auf keinen Fall tun durfte, denn es war mir klar, dass die Füße anschwellen würden und ich die Schuhe nicht mehr anbekommen würde. Ich warnte auch die anderen Mädels davor, doch eine Kameradin hatte zu kleine Schuhe und deshalb wahnsinnige Schmerzen. Sie zog ihre Schuhe aus.
Die Nacht war schrecklich kalt, wir versuchten zwar, so gut es ging, uns mit dem Stroh zuzudecken, doch wir schliefen ja mitten im Winter unter freiem Himmel. Am Morgen war die Katastrophe da, das Mädchen bekam ihre Schuhe nicht mehr an. Wir wussten uns zuerst nicht zu helfen, denn ohne Schuhe weiterzugehen, bedeutete auf jeden Fall den Tod. Jammern und weinen half da nichts, wir zerrissen eine Decke und machten ihr Fußlappen. Dann ging es weiter.
Wir wurden in offene Kohlenwaggons verladen, zu 90 bis 100 Menschen. Einer war an den anderen gepresst und so mussten wir uns hinsetzen. Wir hatten zum Glück noch eine Decke und die zogen wir, zusammengekauert, wie wir in einer Ecke saßen, über unsere Köpfe. Die Fahrt war schrecklich, wir bekamen keine Verpflegung, die letzten Bissen, die wir uns

aufgespart hatten, teilten wir untereinander, damit noch jeder etwas bekam. Doch am meisten quälte uns der Durst. Wenn der Zug hielt, schrien die Häftlinge nach etwas Schnee, doch auch diese Bitte wurde nur selten erfüllt. Erbarmte sich schon mal ein Zivilist und reichte uns etwas Schnee in den Waggon, dann stürzte sich gleich die ganze Masse darauf. Man hatte oft das Gefühl, als wären das alles keine Menschen mehr. Am 3. Tag brachte uns ein SS-Mann einen Becher mit heißem öligem Wasser, das immer von der Lokomotive herunter tropfte. Es schmeckte widerlich, aber trotzdem waren es einmal ein paar heiße Schlucke.
Wir sahen alle furchtbar aus, die Gesichter und die Hände kohlenschwarz, die Lippen waren aufgesprungen und vollkommen verkrustet. Das Austreten war am schlimmsten, wir durften nicht aussteigen. Wir nahmen eine Essschüssel, die wurde an die Wand gehängt und jeder durfte sie benutzen.
Wir fuhren immer weiter ohne jedes Ziel. Jedes Lager, wo wir hielten, war schon überfüllt und so ging es immer weiter. Endlich durften wir in Ravensbrück aussteigen. Wir mussten zu 5. Antreten. Ich werde nie diesen Anblick vergessen, es starrte uns ein Gesicht an, die Augen ganz starr, das Gesicht dermaßen eingefallen, wie ein altes Mütterchen, und die Hände ganz dick verquollen und schwarz. Es war die Mutter von zwei Kameradinnen, die kurz vorher vergast wurden. Es war eine Frau, die vorher aussah, als wäre sie eine Schwester der beiden Mädel. Wir waren nicht mehr viele Mädel übriggeblieben. Man konnte es kaum glauben, wie furchtbar viele Tote im Zug liegen blieben. Wir selbst sahen auch furchtbar aus, vom Kohlenruß waren unsere Lippen aufgesprungen und so marschierten wir ins KZ Ravensbrück. Hier mussten wir Stunden und Stunden draußen in der Kälte stehen, überall lagen Erfrorene im Schnee. Wir waren sehr verzweifelt, aber auch in Ravensbrück war kein Platz mehr für uns, da schon alles überfüllt war. Nach stundenlangem Stehen kamen wir in den Strafblock. Hier mussten wir auf der Erde schlafen. Am nächsten Tag wurden wir aus dem Lager geführt. Auf dem Weg kamen uns ungarische Frauen (ein Transport) entgegen, die zur Vergasung gebracht wurden. Eine Kameradin sah hier ihre Mutter wieder, doch sie durfte nicht noch einmal zu ihr.
Wir wurden vor eine Baracke geführt, wo uns blauer Dunst und ein komischer Geruch entgegenkam. Keiner von uns wollte der erste sein, denn jeder von uns glaubte, dass es zu Vergasung gehe. Wir wurden rein getrieben und mussten eng aneinander gepresst stehen, so sollten wir uns auch hinlegen. Alle waren so erschöpft, einer lag auf dem anderen. Ich war so deprimiert von allem, dass ich das alles nicht mehr ertragen konnte, ich wollte raus, um mich von der SS erschießen zu lassen. Es war kein Platz, um mit dem Fuß auf der Erde zu stehen und so lief ich wie wahnsinnig über die fast ohnmächtigen Menschen, aber keiner gab auch nur einen Laut von sich. Als ich draußen war und den SS-Mann bat, mich zu erschießen, sagte er, dazu habe er keinen Befehl bekommen. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich in den Schnee zu setzen, in der Hoffnung zu erfrieren. Neben mir bemerkte ich dann meine Freundin, die auch herausgegangen war, weil sie nicht mehr weiterkonnte.
Am nächsten Morgen wachten wir ganz erstarrt auf und nun begann erst das größte Elend. Zuerst wurden hunderte von Toten aus der Baracke geschleppt, die in dieser Nacht vor Erschöpfung von diesen Strapazen gestorben waren, dann stundenlanger Zählappell und dann zurück in die überfüllte Baracke.

Als Blockälteste wurde eine grünwinklige Berufsverbrecherin, eine Frau, die ihren Mann und ihre Kinder ermordet hatte, bestimmt. Diese Bestie quälte uns Häftlinge nur immer, wo sie nur konnte. Kam das Essen, so mussten wir uns immer wieder von neuem anstellen, wurde dann endlich das Essen verteilt, so schlug sie mit ihrer Suppenkelle auf die Häftlinge ein, bis sie zusammenbrachen. Dann nahm sie sie an den Haaren und zerrte sie auf dem Boden entlang und trampelte noch mit ihren Füßen auf ihnen herum, bis sie tot waren. Zum Schluss kam es immer so weit, bis das ganze Essen noch ausgekippt wurde. Bei diesem Anblick wurden die hungrigen Menschen bald wahnsinnig.
Wir Kameradinnen, die wir zusammenhielten, sagten uns, dass wir mehr Kraft zum Anstellen für das Essenholen brauchten, als wenn wir hungern würden und so stellten wir uns niemals mehr an. Die zwei kräftigsten Mädel aus unserer Gruppe meldeten sich, um die Kübel aus der Küche zu holen. Dadurch bekamen sie für sich eine Ration. Einige Kartoffeln, die sie unter Lebensgefahr organisierten, teilten sie dann unter uns auf. So konnten wir uns unter den schwierigsten Bedingungen noch am Leben erhalten. Nach einigen Tagen kamen wir wieder ins Lager. Wir bekamen einen Block, wo es für 7 Mädel nur 2 Betten gab. Meine Kameradinnen hatten fast alle erfrorene Füße, und daher war es doppelt so schwer, so eng aneinandergepresst zu liegen. Den ganzen Tag mussten wir im Bett bleiben und durften nur zum Appell aufstehen, dieser sorgte dafür, dass wir einige Stunden an der frischen Luft waren. Eine Kameradin von mir konnte beim Appell nicht mehr stehen, da sie erfrorene Füße hatte, sie setzte sich in den Schnee und dadurch wurde es noch schlimmer. Sie bekam so große Schmerzen, dass sie dort ins Revier kam. Wir erfuhren noch, dass man ihr den Fuß abnehmen musste.
Am 13. Februar kamen wir wieder auf Transport. Wir kamen nach Neustadt Kleve, wo wir noch eine Stunde durch den Wald laufen mussten. Auf diesem Weg trafen wir einige Mädel, die schon einige Tage vor uns angekommen waren. Sie waren mit Ausräumungsarbeiten beschäftigt. Weil alle KZs überfüllt waren, wurden hier einige Baracken für tausende von Häftlingen hergerichtet.
Auch hier mussten wir wieder stundenlang stehen. Wir standen einer Baracke gegenüber, in der schon alte Häftlinge wohnten. Sie standen am Fenster und gaben uns Zeichen, der Kommandant sei schlecht, es gäbe wenig zu essen und sie zeigten der Kommandant schießt. Das waren für uns neu angekommene Häftlinge keine guten Aussichten. Endlich bekamen wir als letzte den schlechtesten Block. Es war eine Theaterbaracke, die mit Holzwolle ausgelegt war. Hier lagen wir für einige Wochen wieder auf der Erde, bis die Baracke geräumt werden musste, weil eine Seuche ausgebrochen war. Das passiert folgendermaßen: Nachts wurde die Baracke geschlossen und so wurden in einer kleinen Kammer 3 Eimer hingestellt, die zum Austreten waren. Da die aber nicht für ein paar hundert Mädel ausreichten, liefen sie über. Das wurde in den Raum getragen. Da nichts sauber gemacht wurde, entwickelten sich in kurzer Zeit Seuchen. Viele Kameradinnen starben während dieser Zeit. Eines Tages wurde ich für das Leichenkommando ausgesucht. Ich sträubte mich und wollte unter keiner Bedingung gehen. Da sagte der Capo, der mich zu dieser Arbeit nehmen wollte: „Du solltest dich schämen, wenn du nicht ins Leichenkommando gehen willst. Es ist eine Ehre, wenn man heute noch ein jüdisches Mädchen auf dem Friedhof beerdigt.“ Doch ich wollte nichts mit dem Leichenkommando zu tun haben.

Unsere Außenarbeit bestand meistens darin, dass im Wald Flugzeuge getarnt oder Einmannslöcher gegraben wurden oder wir mussten in der Flugzeugfabrik Schutt abladen. Einmal hatten wir ein gutes Kommando, wir hatten eine Französin als Capo, es war eine Kameradin von uns. Das Kommando hieß Rollkommando. Wir bekamen den besten Block, zu zweit ein Bett und eine Decke. Dreimal in der Woche brauchten wir nur für drei bis vier Stunden zu arbeiten und bekamen mehr Essen. Wir mussten immer an einem Franzosenlager vorbei und diese haben immer ihren Französinnen etwas zu essen zugeworfen. Da unser Kommando aber sehr zusammenhielt, so wurde immer alles untereinander geteilt.
Doch dieses Glück hielt nicht allzu lange, denn unsere Lagerälteste war eine Berufsverbrecherin (grüner Winkel), sie konnte unseren Capo nicht leiden. Wir mussten auf ihre Anweisung eine andere Arbeit machen und wurden daraufhin in einen anderen Block verlegt. Das war eine Katastrophe, es gab hier weder Betten noch Decken. Wir lagen in einem kleinen Zimmer zu 80 auf dem blanken Boden. Es war so eng, dass wir gegeneinander liegen mussten. Es war nur Platz, um auf der Seite zu liegen. Die ersten Nächte hatte ich immer das „Glück“ sie im Sitzen zu verbringen, denn wollte ich mich nur für einen Moment aufsetzen, so war kein Platz mehr da, um sich zurückzulegen. Den ganzen Tag arbeiten, nachts keinen Schlaf und das Essen meistens erst abends verteilt, noch nicht einmal ¼ Liter Wassersuppe, ein 1000-Gramm-Brot für 10 Leute und fast immer verschimmelt. Wenn wir abends das Essen bekamen, dann waren wir in so einem Zustand, dass wir uns vor Schmerzen krümmten, wenn wir es zu uns nahmen.
In diesem Zustand mussten wir einen Bunker ausgraben. Der Bunker war mit Wasser gefüllt und mit großen dicken Holzstämmen gestützt. Wir mussten die Holzstämme entfernen, durften sie aber nicht absägen. Wir waren vollkommen fertig. Den ganzen Tag, ohne etwas im Magen zu haben, mussten wir die schwere Arbeit leisten. Wir lösten uns ab, jedes Mal ging ein anderer an den Block und brach zusammen. Es wurde uns eine Zulage-Ration versprochen, das gab uns wieder ein bisschen Kraft. Wir wurden mit unserer Arbeit aber erst nach der Abendbrotverteilung fertig, und so bekamen wir überhaupt nichts mehr.

Jetzt war schon eine unruhige Stimmung im Lager, denn die Front rückte immer näher und direkt vor unserem Lager waren schon Luftkämpfe. Es war im Mai 1945. Morgens kamen große Lastautos mit Margarine. Wir sahen das aus unserem Fenster und konnten es kaum fassen. Es stürzten sich ukrainische Mädels und andere auf das Auto und organisierten die Margarine kiloweise, bis die SS sie in den Block jagte. Das zweite Mal kam ein Lastauto mit rohem Fleisch, nun stürzten sich die Häftlinge aus den Blöcken und dann auf das Fleisch. Als die SS sie wieder wegtreiben wollte und die Häftlinge es nicht zuließen, schoss die SS in die Menge hinein.

Dann zog die SS und alle Kriminellen aus dem Lager. Alle Häftlinge stürzten sich auf die Küche und auch aus dem Lager. Vor dem Lager stand ein Wagen Fett und auch SS-Sachen. Jeder organisierte, was ihm gerade in die Hände fiel. Ich selbst erwischte Wäsche, Strümpfe und eine Bluse. Als ich das ins Lager tragen wollte, sah ich, wie vielleicht 6-8 Mädchen sich auf meine kleine Freundin stürzten und ihr einen Klumpen Fett, den sie uneingewickelt in den Händen hielt, fortnehmen wollten. Wir teilten nun alles untereinander, einer hatte

Suppen, der andere Fett und ich hatte Kleidung organisiert. In die Suppe kam ein großes Stück Fett. Obwohl wir es uns immer fest vorgenommen hatten, wenn wir einmal essen könnten, was wir wollten, erst mit Diät zu beginnen, konnten wir nicht widerstehen. Es waren alle guten Grundsätze umsonst, denn wir konnten in diesem Moment wirklich nicht so viel Vernunft aufbringen.
Wir konnten immer noch nicht fassen, was sich in diesen Minuten ereignet hatte. Monatelang, ja, sogar jahrelang, hatten wir auf diesen Moment gewartet und nun, wo es so weit war, standen wir da und konnten es nicht fassen. Wir standen am Fenster und vor unseren Augen fuhr ein Panzer mit amerikanischen Soldaten und Häftlingen vorbei. Die Amerikaner fuhren durch das Lager zum Revier. Dort lagen bergeweise Leichen. Die Soldaten weinten, als sie dieses Elend sahen.
Dann kamen sie zu uns und trösteten uns, wir sollten ruhig bleiben, wir würden vom roten Kreuz verpflegt werden. Dann zogen die Amerikaner weiter und die Rote Armee kam. Das war unsere Befreiung.

Lagerlied

des Konzentrationslagers Auschwitz

Zwischen Solau und der Weichsel dicht verstaut,
Zwischen Postenketten, Sumpf und Drahtverhau
Liegt das K.L.Auschwitz, das verfluchte Nest,
das der Häftling hasset wie die böse Pest!

Wo Malaria, Typhus und noch anderes ist,
Wo die Seelennot am größten ist,
Wo so viele Tausende gefangen sind,
Fern von ihrer Heimat, fern von Weib und Kind!

Außer Läusen, Flöhen plagen Fieber dich
Und so mancher mußte enden fürchterlich.
Geplagt wirst du bei Tag und auch in der Nacht
Und auf jedem Schritt ein Posten dich bewacht!

Häuserblocks entstehen nur durch Häftlingshand,
Bei Sturm und Regen mußt du tragen Ziegel und Sand.
Block um Block entsteht für viele Tausend Mann,
Alles ist für diese, die noch kommen an.

Langsam siehst Kolonnen du vorüberziehn,
Vater, Mutter kannst du oft dazwischen sehn.
Darfst sie nicht mal grüßen, es brächte dir den Tod,
Vergrößerst unwillkürlich damit noch ihre Not!

Langsam ziehen Kolonnen nun vorbei,
Schallend hörst du die Befehle: Links, zwei drei!
Hier ein Wort zu sagen, hast du gar kein Recht,
Wenn dein Mund auch manchmal nach Hilfe schreien möcht!

Vater, Mutter, ob ihr noch zu Hause seid?
Niemand weiß von unserm großen Herzeleid.
Und nur träumen darf man von einem Elternhaus,
Aus dem das Schicksal jagte uns so schnöd' hinaus!

Sollte ich die Heimat nicht mehr wiedersehn
Und wie viele Tausend durch den Schornstein gehn,
Seid gegrüßt ihr Lieben im unbestimmten Ort
Und gedenket meiner, die ich mußte fort!